

geisterte, nach eingehender Beschäftigung mit den Kostbarkeiten der großen Bibliotheken ein Buch über französische Buchmalerei veröffentlichte, München 1914, dem dann schon im nächsten Jahr eine Studie über Interieur und Stilleben folgte. Noch 1957 veröffentlichte sie eine Arbeit zur Kunstgeschichte: „Geist und Gestalt der Abendländischen Kunst.“

Das Erinnerungsbuch der Verf. könnte man, um im Kunsthistorischen zu verbleiben, ein Tryptichon nennen. Der erste Teil ist dem Andenken an das Elternhaus gewidmet, in seinem Mittelpunkt steht die Gestalt des Vaters, des Orientalisten und liberalen Rabbiners Heinemann Vogelstein. Der zweite Teil gilt dem Lieblingsbruder, Ludwig Vogelstein, dem Industriellen, seinen Erfahrungen in Deutschland und den Vereinigten Staaten. Im dritten Teil gibt die Verf. Rechenschaft über ihren eigenen Lebensweg, die Ideen, Bücher, Kunstwerke, die sie beeindruckten, ihr Wesen bestimmten, berichtet sie von den Menschen, denen sie begegnete, vor allem ihrem Mann, Heinrich Braun, dem sozialdemokratischen Schriftsteller, seiner ersten zu früh verstorbenen Frau, der Schriftstellerin Lily Braun, und deren beider im Ersten Weltkrieg gefallenem Sohn Otto. Das sind nur einige der vielen Persönlichkeiten, die uns auf den Erinnerungsblättern von Julie Braun-Vogelstein begegnen. Für den Historiker sind besonders interessant ihre Mitteilungen über ihren Bruder Hermann Vogelstein, der vor allem durch das mit seinem Freund Paul Rieger gemeinsam verfaßte Werk über „Die Juden in Rom“ hervorgetreten ist. Seine Tätigkeit als Rabbiner – er wählte den gleichen Beruf wie der Vater – hinderte ihn an der Fortsetzung größerer historischer Arbeiten. Man muß das um so mehr bedauern, als gerade der Aufsatz über das Apostolat im Judentum zu weiteren Hoffnungen zu berechtigen schien.

Die Verbindung Julie Braun-Vogelstein mit vielen bedeutenden Menschen macht die Lektüre ihrer Erinnerungen recht lesenswert. Doch liegt der eigentliche Reiz des Buches in der Schilderung der Lebensumstände, der Anschauungen und der Tätigkeiten im Elternhaus. Der Vater, Heinemann Vogelstein, lebte von 1841 bis 1911, einer Zeit, in der die Juden in Deutschland volle Gleichberechtigung zu erhalten begannen, Hoffnung hegen durften, als gleichberechtigte Partner anerkannt zu werden. Aus Lage im Fürstentum Lippe stammend, erhielt er ein Stipendium seines Landesfürsten zum Besuch des Jüdisch-Theologischen Seminars in Breslau. Er wurde Burschenschaftler; denn noch engten nicht antisemitische Vorurteile die Bundesbrüder ein. Um so schmerzlicher erlebten die Vogelsteins das Anwachsen des Antisemitismus und das Versagen vieler Intellektueller. Als Rabbiner in Stettin vertrat der Vater praktisch die liberale Richtung im Judentum, hielt sich jedoch selbst mehr für einen konservativen Juden. Im Westen aufgewachsen und in der humanistischen Gymnasienbildung erzogen, ermangelte ihm ursprünglich die Talmudkenntnis der osteuropäischen orthodoxen Juden. In Breslau holte er mit eiserner Energie das Versäumte nach und verfügte dadurch über ebenso gute Kenntnisse in den klassischen Fächern wie in der traditionellen rabbinischen Gelehrsamkeit. Die historisch-philosophischen Mittel setzte er für die Bibelkritik ein. In seinem für die westfälischen Gemeinden verfaßten und ins Deutsche übersetzten Gebetbuch ließ er alle auf die Zurückführung nach Jerusalem bezugnehmenden Stellen weg, weil sie nach seiner Überzeugung ihren Sinn verloren hatten. Er sah Judentum als etwas Übernationales an. Zwar unterstützte er die jüdische

Ansiedlung in Palästina, lehnte aber den Zionismus als Irrweg ab. Die geistige Einstellung des Vaters und das soziale Engagement der Mutter haben die Tochter in entscheidender Weise geprägt. Davon zeugen die Erinnerungen. Ein historisches Mosaik werden sie in der Rezension in der „Allgemeinen“ genannt. Tatsächlich sind sie mehr: ein Dokument dessen, was deutsches Judentum einmal zu sein und zu leisten vermochte. W. E.

Martin Buber: Moses. Heidelberg ³ 1966. Lambert Schneider. 248 Seiten.¹

Martin Buber ging Wege der Bibelauslegung, die ihn, wie Professor Shmajahu Talmon unlängst auf dem Buber-symposium der Hebräischen Universität anlässlich der Grundsteinlegung des Martin-Buber-Zentrums auf dem Scopusberg ausführte, erheblich von anderen Exegeten unterschieden. Das bestätigt auch sein Moses-Buch, das nunmehr in dritter Auflage vorliegt. Die Scheidung in Quellenschriften (Jahwist, Elhist usw.) lehnt er ab, wie wohl er zugibt, daß den biblischen Erzählungen Traditionsbearbeitungen zugrunde liegen, die im Laufe der Generationen mannigfache Ausgestaltungen erfahren haben. Zu den Ursprüngen vorzudringen, ist ihm eine wichtige Aufgabe. Gegen die Erklärung bedeutender Historiker, wie z. B. Eduard Meyer, Moses sei keine geschichtliche Persönlichkeit, schrieb er sein Buch in der Absicht, zu zeigen, daß Moses eine konkrete Individualität ist, und anzugeben, was er geschaffen hat, was sein geschichtliches Werk ist. Eine Mosesbiographie konnte Buber freilich nicht schreiben; denn die biblischen Berichte erzählen sein Leben nicht lückenlos, sondern konzentrieren sich auf bestimmte Vorgänge, zwei vor allem, den Auszug und das Lagern am Sinai. Auch will Buber keine religionsgeschichtliche Darstellung geben. Diese unterrichtet über religiöse Lehren, religiöse Sinnbilder, religiöse Einrichtungen. Buber aber will Glaubensgeschichte geben, „den gemeinsamen Lebenszusammenhang einer Gemeinschaft“ sichtbar machen. „In der Gestaltung des Gesamtlebens dieser Gemeinschaft in all seinen sozialen, politischen und spirituellen Funktionen hat der Glaube, von dem hier gehandelt wird, sich unterfangen, Fleisch zu werden. Von diesem Unterfangen erzählt dieses Buch.“ Das Moses-Buch ist eine Hinführung zum jüdischen Glauben, der Versuch einer theologischen Interpretation. Die Probleme von Geschichte und Sage werden dabei freilich nicht unterschlagen, sondern durchaus erörtert, aber sie sind eben nicht entscheidend. Worauf es ankommt, ist, Zugang zum jüdischen Glauben zu geben. W. E.

Martin Buber: Der Weg des Menschen nach der chassidischen Lehre. Heidelberg ⁴ 1967. Lambert Schneider. 53 Seiten.²

Vom Glauben der Propheten schlug Martin Buber eine Brücke zur chassidischen Botschaft. In ihr sah er eine Ursprünglichkeit der Ich-Du-Beziehung, die er als seinem eigenen Glauben gemäß fand. Freilich hat die Deutung der chassidischen Botschaft im Laufe von Bubers eigener Entwicklung manche Wandlungen erfahren. Was der Weg des Menschen nach chassidischer Lehre sei, suchte Buber schließlich in gedrängter Form auszusagen. Das vorliegende Büchlein gibt eine gute Einführung in seine Interpretation des Chassidismus. W. E.

¹ Vgl. FR II/5/6, 1949/50, S. 24 r.

² Vgl. FR XIII, 1960/61, S. 111 r.